

Pfarrerin Monika Renninger
Drittletzter So im Kirchenjahr, 10.11.24, Hospitalkirche Stuttgart
Predigt Micha 4,1-5

Betrübt, bedrückt, entsetzt – so hören wir die Nachrichten in dieser Woche. Die Freiheitsstatue im New Yorker Hafen, am Tor zur Neuen Welt, schlägt die Hände vor Augen und verbirgt ihr Gesicht. Narzisstischer Größenwahn. Selbstüberhebung. Nicht nur dort. Auch hier in Europa. Auch hier in Deutschland. Die Kompromissbereitschaft, von der jede Demokratie lebt, scheint am Ende zu sein.

Mit diesen Augen, Gedanken, Empfindungen lese ich die alten biblischen Texte, mit der Frage, ob sie auch heute ein Licht auf das werfen können, was wir um uns herum sehen. Ich glaube ja.

Micha 1,1:

Dies ist das Wort des Herrn, welches geschah zu Micha aus Moreschet zur Zeit des Jotam, Ahas und Hiskia, der Könige von Juda, das er geschaut hat über Samaria und Jerusalem. Höret, alle Völker! Merk auf, Erde und alles, was darinnen ist“

„Wer ist wie Gott?“

Der Name des Propheten Micha ist Programm.

Vor 2.500 Jahren prangert er das Verhalten der herrschenden Eliten im Land an: Die Landbevölkerung wird ausgebeutet. Reiche eigenen sich die Felder der Armen an und vertreiben sie aus ihren Häusern. Er nennt beim Namen, was er sieht: Es geht ungerecht zu. Die Reichen werden immer reicher, die Armen verlieren, was sie haben. Macht wird missbraucht. Das Recht wird gebeugt. Korruption, Schmiergeldzahlungen, gehören zum wirtschaftlichen Gefüge. Es gibt eine Bezeichnung für diese Protest-Prophetie, die sich auch bei den Propheten Hosea und Amos, Jesaja und Jeremia findet: Diese Texte werden als „Oppositionsliteratur“ (Rainer Kessler) von Generation zu Generation weitergegeben, durch alle Epochen der Entstehung dieser Schriften hindurch, bis sie schließlich schriftlich niedergelegt werden.

Wird es je anders werden?

Vor 2000 Jahren war alles zusammengebrochen: Der Herrscher von Babylonien hatte das Land erobert. Die politischen und geistlichen Autoritäten am Tempel von Jerusalem hatten falsche Entscheidungen getroffen, sich selbst überschätzt. Sie mussten sich ergeben. Die Gottesstadt - zerstört. Die Handwerker, Baumeister und Schriftgelehrten - in das fremde Land Babylonien am Euphrat deportiert. Die Landbevölkerung konnte sich kaum von dem ernähren, was auf den zerstörten Feldern und in den Olivenhainen gerade noch fanden. Die Viehherden vernichtet, die Wasserquellen zugeschüttet. Der Eroberungsfeldzug Babylons war ein brutaler Krieg – verbrannte Erde ist zurückgeblieben.

Wie sollten sie dieses Unglück, ja, Unheil fassen? Hatte Gott seine schützende Hand von ihnen genommen? Waren ihre Sünden und Missetaten so groß, dass keine Vergebung mehr möglich schien? Die Propheten hielten den Menschen schonungslos vor: Ihr habt Gottes Gebote und guten Weg für euch verlassen, eigensüchtig und machtgierig, und nun habt ihr alles verloren.

Auch Gottes Liebe?

Wer ist wie Gott?

Die Propheten verbinden mit ihrer Klage und Anklage das Bekenntnis: Gott ist Gott allein. Gott ist frei, absolut souverän. Er hängt nicht ab von den Mühen und dem Versagen der Menschen. Gott ist mit menschlichem Maß nicht zu fassen, nicht zu bestimmen, nicht zu erreichen. Gott ist und bleibt unfassbar. Deshalb ist es für uns unfassbar, dass Gott sich in

allem treu bleibt: Gott gibt seine Menschenkinder, seine Schöpfung nicht auf. Er bleibt bei ihnen. Am Zion. Dem Gottesberg, da, wo die Gebote und Bundeszeichen ein Haus gefunden haben, im Tempel Gottes. Dahin richten sie den Blick. Nicht nur den Blick und das Herz der Kinder Israels, sondern aller Völker. Sie beschreiben in einer großen Vision, wie dieser Weg, diese Wallfahrt der Völker zum Zion, zum Berg Gottes sein wird (Mi 4,1-5 par. Jes 2,2-4):

Micha 4,1-5

1 In den letzten Tagen aber wird der Berg, darauf des HERRN Haus ist, feststehen, höher als alle Berge und über alle Hügel erhaben. Und die Völker werden herzulaufen, 2 und viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns hinauf zum Berge des HERRN gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir in seinen Pfaden wandeln! Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem.

3 Er wird unter vielen Völkern richten und mächtige Nationen zurechtweisen in fernen Landen. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.

4 Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken. Denn der Mund des HERRN Zebaoth hat's geredet.

5 Ein jedes Volk wandelt im Namen seines Gottes, aber wir wandeln im Namen des HERRN, unseres Gottes, immer und ewiglich!

Welch große Vision.

Schwerter zu Pflugscharen!

Spieße zu Sicheln!

Weinstock und Feigenbaum!

Friede. Ein umfassender, globaler Friede. Weltfriede.

Aus Kriegern, aus Kriegstreibern und Kriegsherren werden Bauern und Gärtnerinnen, die das, was gebraucht wird, tun: Säen, pflanzen, pflegen und hegen, Früchte bringen lassen. Das wird sie nähren. Das wird die Welt nähren.

Diese Vision hat in den Gesetzen im Alten Israel Spuren hinterlassen, es bleibt nicht bei Appellen: In den biblischen Gesetzen galt: Niemand konnte zum Kriegsdienst eingezogen werden, der gerade Weinstöcke und Feigenbäume gepflanzt hatte. Denn diese brauchen drei Jahre Pflege und Arbeit, bis sie Früchte tragen. In der Zeit konnte man nicht in den Krieg ziehen.

Und, stellen wir uns vor: Wenn Schwerter und Spieße umgeschmiedet werden, gibt es keine Waffen mehr, mit denen man Krieg führen kann. Menschen werden den Krieg verlernen.

Wohlgemerkt: „Die ersehnte Friedenszeit hat mit einem Schlaraffenland nichts zu tun. Es wird – wie nach der Schilderung der Paradieserzählung bereits im Garten Eden (vergl. 1. Mose 2,15) – auch in einer glücklichen Zukunft Arbeit geben. Die Arbeit mit dem Pflug und dem Winzermesser ist zudem schwere Arbeit, wie sie zum Alltag des Micha und seiner Hörer gehört. Menschsein ohne Arbeit kommt für das Alte Testament gar nicht in den Blick, ist nicht einmal erstrebenswert. Erhofft wird dagegen eine Zeit, in der der Einzelne in seiner Gemeinschaft den Ertrag seiner Arbeit genießen kann, einer Arbeit, die keine Zwangsarbeit ist, die nicht zerstört, die unter nicht entfremdeten Bedingungen getan werden kann.“ (Jürgen Ebach)

Kann das wahr sein, wahr werden?

In der Bürgerrechtsbewegung der DDR hat der Pfarrer und Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer – er ist vor kurzem verstorben – im Jahr 1983 mit einer mutigen symbolischen Aktion bei einem Kirchentag im Lutherhof in Wittenberg an diese Vision erinnert: Der örtliche Schmied Stefan Nau schmiedete ein Schwert zu einer Pflugschar um. Die Losung „Schwerter zu Pflugscharen“ wurde zum Kennzeichen der Friedensgruppen in der DDR. Sie

trugen diese als Logo, als Aufnäher auf Jacken und Mäntel. Die Staatssicherheit konnte einen deswegen verhaften oder zwingen, das Logo abzureißen. Manche schrieben dann mit Filzstift auf die Leerstelle: „Hier war ein Schmied“. Es wurde zum verbindenden Symbol christlicher Friedensgruppen in West und Ost. Die friedliche Revolution in der DDR nahm ihren Anfang in diesen Friedensgruppen. Am 9. November 1989, vor 35 Jahren, fiel in Berlin die Mauer, ohne Gewalt.

Für uns ist das schon lange her. Woanders ist es ein wichtiges geschichtliches Vorbild.

Ich habe gerade an einer kirchlichen Partnerschaftsreise nach Südkorea teilgenommen. Im Kirchenkreis Stuttgart gibt es die protestantisch-koreanische Gemeinde seit 20 Jahren. Ihre Mitglieder arbeiten zum Beispiel im Krankenhaus, in Anwaltspraxen, studieren an der Musikhochschule, sind in der Gastronomie. Die Presbyterian Church of Korea hat einen Pfarrer entsendet, der vier Gemeinden im Südwesten betreut, in Stuttgart, Tübingen, Trossingen und Göppingen. Eine Delegation aus Stuttgart war nun mit 12 Personen in Südkorea, in Seoul, um die gemeinsamen Themen und Beziehungen zu vertiefen. Es war eine großartige Erfahrung, diese Kirchen, Schulen, Stadtteilzentren zu besuchen und mit den Partnerinnen und Partnern ins Gespräch zu kommen.

Bei einem Gottesdienstbesuch in einer ganz besonderen Gemeinde wurde ich um einen Beitrag gebeten. Ich sollte über die Erfahrungen mit der Wiedervereinigung Deutschlands sprechen. Der Gottesdienst war in der kleinen Gemeinde nordkoreanischer Flüchtlinge, die sich unter dem Dach der dortigen Kirche gebildet hat. Sie trifft sich in einem Hochhaus in Seoul, in einer Wohnungsetage. Als wir nach umständlichem Umsteigen in Metro und Bus ankamen – die Wege sind in dieser riesigen Stadt sehr weit – wurden wir von etwa 50 Gottesdienstbesucherinnen und -besuchern und der Pfarrerin erwartet. Auf einem großen Bildschirm waren weitere 60 Personen per Zoom dazugeschaltet. Wir wurden gebeten, nicht zu fotografieren, denn diese lebten illegal in China, einer Station auf ihrer langen Flucht aus Nordkorea und arbeiteten dort, um Geld für die weitere Flucht zu verdienen.

Als ich sprach, blickte ich in aufmerksame Gesichter. Ja, manches war wohl tatsächlich ein Anknüpfungspunkt für sie: die soziale Schiefelage zwischen West und Ost, die Erfahrung, in Ausbildung und Beruf nicht akzeptiert zu werden, die Angst vor Besitzansprüchen, wenn Menschen zurück kehren an ihre angestammten Orte, die Auswirkungen für Familien, die gewaltsam durch die Grenze getrennt wurden.

Nordkorea ist im Gegensatz zu Südkorea ein strukturschwaches, armes Land. Es ist eine Diktatur. Die Kirchen müssen sich staatstreu verhalten. Es gibt kein urbanes Leben und keinen Wohlstand in den Städten, geschweige denn auf dem Land. Man darf nicht sagen, was man denkt, nicht lernen, was man möchte, nicht ein selbst gestaltetes Leben führen.

Der Gottesdienstbesuch war für uns ein wichtiger Einblick in das Thema der Trennung von Südkorea und Nordkorea. Politisch gibt es dazu unterschiedliche Auffassungen. Die Kirchen halten an dem Wunsch nach der friedlichen Wiedervereinigung fest. Die jüngere Generation und sicher auch viele der erfolgreichen mittleren Generation haben jedoch kein Interesse daran. Eine Wiedervereinigung würde die Wirtschaftskraft schwächen, sich negativ auf die gewohnten westlichen Freiheiten auswirken. Wir können uns das vorstellen, wenn wir uns an die Aufregung um den Solidarbeitrag bei uns erinnern.

Am Tag zuvor waren wir tatsächlich an der Grenze zu Nordkorea gewesen. Das ist nur etwa 70 km von Seoul entfernt, man ist aber lange dorthin unterwegs. Wir haben ein kirchliches Friedenszentrum besucht. Der Pfarrer und die kleine Gemeinschaft dort sind radikale Pazifisten in den Spuren Jesu. Für sie gibt es keinen Zweifel daran, dass Frieden sein soll und Frieden sein wird mit Nordkorea. Sie versuchen, das was sie als Zerrbilder Nordkoreas und seiner Verantwortlichen wahrnehmen zu korrigieren, einfach die Menschen dort zu sehen. Ihr schlichter Versammlungsraum liegt zwanzig Minuten Autofahrt von der

demilitarisierten Zone entfernt. In dieser Zone ist fruchtbares Land mit Reisfeldern, Seen, Apfelbaumplantagen. Diese dürfen bewirtschaftet werden, aber niemand darf da wohnen. Touristen dürfen in dieses Gebiet mit Genehmigung einfahren. So auch wir, mit uns waren viele Koreaner dort. Man wird zu einem Aussichtspunkt geleitet, von dem aus man die Wachanlagen sieht im 4 km breiten Todesstreifen, in dem unzählige Minen von den kriegerischen Auseinandersetzungen liegen. Man darf dort auch in einen Invasionstunnel hineinlaufen, der für eine Invasion nordkoreanischer Truppen in den Berg gehauen und noch rechtzeitig entdeckt wurde. Soldaten bewachen diesen und schließen die schweren Gittertore, wenn die Touristen wieder draußen sind.

Von ferne sieht diese Gegend wie eine friedliche Hügellandschaft aus. Die Herbstwälder leuchten in golden und rot. Die Kraniche sammeln sich, um bald gegen Süden zu fliegen. Und doch sind da Militäreinrichtungen, Waffen, angstvolles Beobachten, Trennendes. Und man ahnt: Das Land, das hinter der Grenze liegt, ist karg. In Südkorea liegt die fruchtbare Ebene.

Unsere Gastgeberin aus dem Friedensprojekt gibt uns einen Gedanken mit auf den Weg, der wie ein Echo zur Vision vom Frieden unterm Weinstock und Feigenbaum klingt. Sie sagt: Der Reis, den es zum Mittagessen gab, kommt aus dem fruchtbaren Boden Südkoreas. Das Wasser, das ihn gedeihen liess, fließt aus Nordkorea in diesen Boden. Gemeinsam nähren sie. Für die Rückfahrt gibt sie uns Äpfel mit, aus dem gemeinsamen Land.

Ein Blick noch einmal zurück zum Anfang dieser Überlegungen. Es gibt ein Spiritual der Afro-Amerikaner, die eine große Liedkultur entwickelt haben in den letzten zweihundert Jahren, manches davon kennen wir. Dieses Spiritual, aus dem ich zitiere, entstand wohl nach dem amerikanischen Sezessionskrieg, dem Amerikanischen Bürgerkrieg 1861-1865, dem Krieg zwischen den Südstaaten und den Nordstaaten. Dieser wirkt bis heute nach. In seiner Folge wurde die Sklaverei abgeschafft.

Es heißt: „Down by the Riverside“ und zitiert Michas große Friedensvision:

„I'm going to lay down my sword and shield
Down by the riverside
Down by the riverside
Down by the riverside
Going to lay down my sword and shield
Down by the riverside
Ain't going to study war no more ...“

Ja, die Friedensvision des Propheten erneuert sich immer wieder.

Weil sie uns nicht loslässt und wir ahnen: So könnte es doch auch sein.

Weil sie uns tröstet: Das, was wir erleben, ist nicht das Ende aller Dinge.

Weil sie in uns stark macht, was wir eigentlich wissen: Dass ein Zusammenleben im Frieden allen gut tut und damit jeder und jedem von uns dient.

Weil sie zum Ausdruck bringt: Wir glauben an einen Gott, der Liebe und Frieden für seine Menschenkinder und seine Schöpfung will. Er lässt uns trotz allem nicht allein. Darauf hoffen wir. Darauf vertrauen wir. Amen.